

werden. Als fundierte Grundlage eines Pflegeplanes, wie man als Ziel der Arbeiten erst auf Seite 197 erfährt, hätten es vielleicht eine gerafftere Form der Veröffentlichung und die Niederlegung von Artenlisten und Vegetationstabellen als Unikate beim Auftraggeber auch getan.

Der Wert der Arbeit liegt vor allem in der äußerst präzisen und detaillierten Dokumentation der Vegetation. Veränderungen aufgrund von Nutzung, Pflegemaßnahmen und natürlichen Einflüssen, die selbst Kennern des Gebietes aufgrund der Gewöhnung des ständigen Anblicks entgehen, können anhand der Karten, Tabellen und Beschreibungen bestens nachvollzogen werden. Im Zusammenspiel zwischen dem Text und den zahlreichen exzellenten Bildern entsteht ein sehr umfassendes Bild des Federseerieds, das nicht nur die Spezialisten unter den Lesern, sondern auch interessierte Laien anspricht. Über die Darstellung und die gute Aufmachung kann man nur ein uneingeschränktes Lob aussprechen!

Ein wichtiges, gerade mal eine starke Seite langes Kapitel ist der Abschnitt 10.6 *Ungelöste Fragen und Probleme* (S. 205 f.). Hier erfährt man, daß das Öffnen und Schließen des Stauwehres im Ablauf des Federsees, der Kanzach, *weitgehend willkürlich* («nach Gefühl») gehandhabt werde. Das darf doch nicht wahr sein, ist man versucht zu sagen, denn der Wasserhaushalt ist zweifelsohne das A und O des Naturschutzgebietes Federsee und darf nicht der Willkür oder dem Gefühl der für das Wehr Verantwortlichen überlassen bleiben. Daß auch eine ganze Reihe Abzugsgräben im landwirtschaftlich genutzten Grünland zu tief gegraben worden sind, so daß stellenweise bereits irreversible Schäden in der Torfstruktur eingetreten seien, paßt in dieses Bild. Ebenso, daß bei Hochwasserstand eine *deutliche Eutrophierung der umliegenden Moorflächen* festgestellt werden kann. In dieser Richtung dürften also die eigentlichen Probleme des Schutzgebietes zu suchen sein: Einerseits ist die landwirtschaftliche Nutzung des Grünlandgürtels im Federseeried unverzichtbar, andererseits gehen von dieser Nutzung, so wie sie augenblicklich ausgeübt wird, ganz offensichtlich Beeinträchtigungen aus, die auf die Vegetation – und damit auch auf die Tierwelt – unzweifelhaft gewaltigen Einfluß haben.

Es würde sich also wohl lohnen, den in diesem Abschnitt genannten Problemen vehement nachzugehen und zu versuchen, den Wasserhaushalt des Gesamtgebietes im Sinne des Naturschutzes in den Griff zu bekommen. Nach dem Kraftakt der siebziger Jahre, seit dem das Abwasser der umliegenden Gemeinden in einer sehr kostspieligen Ringleitung abgeführt wird, sollten auch die Probleme der landwirtschaftlichen Nutzung gelöst werden können. Wenn das Buch, das zahlreiche Anregungen für die zukünftige Nutzung und Pflege gibt, maßgeblich zur Lösung dieser Probleme beitragen kann, dann hat sich die Veröffentlichung auf jeden Fall gelohnt!

Reinhard Wolf

HANS ULRICH SIMON: *Mörrike-Häuser. Wohnen in Stuttgart zwischen 1851 und 1875*. (Veröffentlichungen des Archivs der Stadt Stuttgart, Band 69). Klett-Cotta Verlag Stuttgart 1996. 207 Seiten mit 86 Abbildungen. Pappband DM 36,- ISBN 3-608-91819-1

Freunden und Kennern Eduard Mörikes ist nicht unbekannt, daß eine gewisse Kluft besteht zwischen dem literarischen Schaffen des Dichters, seinen familiären Verhältnissen und seinen gesellschaftlichen Ansprüchen. Dazu gehört etwa auch der geläufige Umstand, daß Mörike zwischen 1851, als er sich in Stuttgart niederließ, und seinem Tod im Jahre 1875 nicht weniger als zehnmal die Wohnung gewechselt hat; dazu kommen noch mehrere längere Aufenthalte auf dem Land, in Nürtingen und im Remstal. Peter Härtling nahm die unsteten Wohnverhältnisse zum Anlaß, Mörike einen neurotischen Flüchtling auf engstem Raum zu nennen. Die vom Thema her zunächst wenig attraktive, aber höchst interessante Untersuchung von Hans-Ulrich Simon kommt aufgrund einer auch sozialgeschichtlichen Fragestellung freilich zu einem etwas anderen Ergebnis.

Zieht ein Literat mit seiner Familie in etwas mehr als 20 Jahren zehnmal um, so vermag dies durchaus Fragen nach seiner Vita aufzuwerfen. Zieht man mit in Betracht, daß Mörike nichts so häufig zeichnerisch festgehalten hat wie seine Wohnsituation, so wird deutlich, daß das Wohnen für den Dichter von großer Bedeutung war: Mörike dokumentierte damit den äußeren Rahmen seines alltäglichen Daseins. Zeichnungen aus der Hand des Dichters öffnen gleichsam die Fenster, durch die wir in seine Wohnungsverhältnisse Einblick erhalten, ergänzt durch Pläne und Grundrisse aus dem Stadtarchiv Stuttgart sowie schriftlicher Überlieferung aus Briefen und Tagebucheinträgen Eduard Mörikes, seiner Frau sowie seiner Schwester Klara, die der Autor als Bearbeiter der historisch-kritischen Ausgabe sämtlicher Werke und Briefe Eduard Mörikes kennt und offenbar akribisch ausgewertet hat.

Das Stuttgart Eduard Mörikes ist eine besondere Epoche in der Geschichte der Stadt: Stuttgart erlebte im dritten Viertel des 19. Jahrhunderts den Aufstieg von der kleinen und engen, auch etwas verschlafenen Residenzstadt zur industriellen Großstadt, verbunden mit dem allmählichen Ausgreifen der Bebauung über die alte Stadt hinaus in den heutigen Stuttgarter Westen vor allem. Und gerade dort sowie in der ehemaligen «Reichen Vorstadt», die im Zuge der Veränderungen nach 1850 übrigens von den «Reichen», dem Adel und dem Großbürgertum, verlassen wurde, wohnte Mörike vor allem. Hans-Ulrich Simon stellt daher der Untersuchung der Mörik'schen Wohnung eine Darstellung der gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und auch der baulichen Entwicklung Stuttgarts voran, ergänzt durch ein Kapitel zur Wohnsituation anderer Intellektueller zu Lebzeiten Mörikes in Stuttgart: *Stuttgart wird Großstadt*.

Es folgt die Untersuchung der zehn, nein zwölf Stationen Mörikes in Stuttgart: seine zehn Wohnungen, das geliebte Gartenhaus im Garten des Dichters am Kornberg (neben

dem Gewinn Hoppenlau) sowie die letzte, die Ruhestätte auf dem Pragfriedhof. Geführt von der fast kriminologischen Beweisführung Hans-Ulrich Simons vermag der Leser einzudringen in den Mikrokosmos des Dichterslebens, in seine häusliche und ganz private, persönlich-familiäre Umwelt, die sich freilich in vielem von dem damals (noch) Üblichen, aber auch von heutigen Wohnverhältnissen unterschied.

Unübersehbar ist, daß Mörrike in die zeittypischen bürgerlichen Ideale der Kleinfamilie eingebunden war. Doch nur in wenigen Wohnungen gelingt es dem Dichter, die Bereiche für Wohnen, Schlafen und Arbeiten zu trennen; ganz zu schweigen vom Dienstmädchen, das in der Küche schläft oder auch in der Bühnenkammer unter dem Dachstuhl. Anfangs war das (Arbeits-)Zimmer des Hausherrn zugleich Wohn- und Eßzimmer der Familie, und hier wurden wohl auch die Besucher empfangen. Das Zimmer der Hausfrau diente zugleich als Schlafzimmer. Ohnehin sind die Räume oft Durchgangszimmer, so daß nur wenig Privatsphäre entstehen konnte. Von der Einrichtung eines Besuchs-, Musik- oder Rauchzimmers war man weit entfernt.

Später erhält Mörrike ein eigenes Arbeitszimmer, in dem er wohl auch schlief; das eheliche Schlafzimmer wurde aufgegeben, seine Frau und seine Schwester schliefen jeweils mit einer der Töchter in anderen Räumen. Abgeschlossene Bereiche im heutigen Sinne waren sowieso nicht üblich. Einige Wohnungen Mörrikes hatten keine «Glastür», andere waren nicht abschließbar. Seine Etagen-Nachbarn in der Hospitalstraße 36 hatten ihren Eßtisch im gemeinsamen Öhrn, den die Mörrikes stets durchqueren mußten, wollten sie von der Küche (und den dahinter liegenden beiden Stuben) in ihre «gute Stube». Zudem wurde dieser Öhrn auch von den darüber wohnenden Mietern als Teil des Treppenhauses frequentiert. Die Familie Mörrike nutzte den Öhrn wohl nicht als Teil der Wohnung, sie hatte aber einen großen Kleiderschrank dort stehen, wie eine köstliche und höchst aufschlußreiche Zeichnung Eduard Mörrikes verdeutlicht.

Es kann hier nicht der Platz sein, den vielen Örtlichkeiten, den unterschiedlichen Wohnsituationen der Familie Mörrike in Stuttgart im Detail nachzugehen. Hans-Ulrich Simon untersuchte nicht nur die räumlichen Gegebenheiten, sondern stellte auch Nachforschungen zu Hausbesitzern und Mitbewohnern, ja den Nachbarn an. Ein wohl unerschöpflicher Zettelkasten des Autors machte es möglich, auf eine Unzahl familiärer und beruflicher Verbindungen, aber auch freundschaftlicher Art aufmerksam zu machen. Die Lektüre der Untersuchung macht diese Angaben zur biographischen Fundgrube und auch zum Genuß, woran nicht zuletzt der durchaus gefällige Stil des Autors Anteil hat.

Dem Bestreben, flüssig zu formulieren, trockene Materie lesbar zu machen, fällt freilich leider ein Teil der Wissenschaftlichkeit oder doch wenigstens der Beweisführung zum Opfer. Manche Bemerkungen scheinen eher klug geschlossen oder nur vermutet denn beweisbar zu sein, gerade auch was die Befindlichkeiten Eduard Mörrikes oder die Beziehungen zu Nachbarn und Mitbewohnern anbe-

langt. Leider hat sich der Autor auch entschlossen, auf Fußnoten zu verzichten, so daß die zitierten Quellen im Dunkeln bleiben. Zwar findet sich in dem Werk neben einem mehr als 400 Namen umfassenden Personenregister und einem Ortsregister (v.a. Stuttgarter Straßen) eine summarische Aufzählung der Quellen, doch unterbleiben außer drei zufälligen – darunter zwei eher marginalen – Angaben Hinweise zur Sekundärliteratur. Damit werden etwa auch Peter Lahnsteins Arbeiten zu Mörrike und seinen Adressen in Stuttgart unterschlagen. Den Lokalhistoriker würde auch brennend interessieren, ob der – vermutete – Zettelkasten des Autors einsehbar ist (z. B. im Deutschen Literaturarchiv in Marbach). Ebenso tappt der wissenschaftliche Leser hinsichtlich der zitierten Stellen aus dem Werk oder der Korrespondenz Mörrikes und seiner Familie im Dunkeln; es werden keine Textstellen oder Daten genannt!

Gleichwohl, die Arbeit Hans-Ulrich Simons ist eine überraschende und wertvolle Bereicherung der Stuttgarter Ortsgeschichte des 19. Jahrhunderts; vom literaturhistorischen Wert ganz zu schweigen. Raimund Waibel

STEPHAN MOLITOR (Bearb.): **Das Reichenbacher Schenkungsbuch.** (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe A, Band 40). W. Kohlhammer Verlag Stuttgart 1997. 269 Seiten und eine Kartenskizze. Kartonierte DM 48,- ISBN 3-17-013148-6

Aus der Frühgeschichte des 1082 als Hirsauer Priorat im oberen Murgtal gegründeten Klosters Reichenbach liegen zwei Handschriften vor, die gemeinhin als Reichenbacher Schenkungsbuch bezeichnet werden. Die eine – ältere – stammt aus der Zeit um das Jahr 1100 und ist im Besitz des Klosters St. Paul im Lavantal/Kärnten, die andere – eine rund fünfzig Jahre später entstandene aktualisierte «Neuausgabe» – befindet sich in der Württembergischen Landesbibliothek Stuttgart.

Daß es sich dabei um eine *ungemein wichtige Quelle nicht bloß für die Geschichte unseres Schwarzwaldes*, sondern *noch weit darüber hinaus* handelt, ist seit langem bekannt. Doch fehlte zur Benutzung und Auswertung bisher eine brauchbare wissenschaftliche Edition. Diese schmerzliche Lücke wurde durch die nun vorliegende, alle Bedürfnisse befriedigende Publikation geschlossen. Doch Molitors Arbeit bietet mehr als nur eine exakte Edition der beiden Handschriften. Vorbildlich und ausführlich sind seine Text-Kommentare im Anmerkungsapparat, informativ und interessant seine Textanalysen zur Frühgeschichte Reichenbachs, zur Entstehung und Geschichte der Handschriften sowie zu deren Funktion und Gebrauch. Zu aufschlußreichen Ergebnissen führt die Hinzuziehung von Überlieferungen, die mit dem Reichenbacher Schenkungsbuch korrespondieren: der Codex Hirsaugiensis und vor allem das aus dem 16. Jahrhundert stammende Reichenbacher Seelbuch, das Einträge enthält, die bis ins 11. Jahrhundert zurückreichen.